



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Aus dem Leben der Schulfarm Insel Scharfenberg

Blume, Wilhelm

Berlin, 1928

Die Selbstverwaltung auf der Insel

urn:nbn:de:hbz:466:1-12478

unserem Fuchs Schlacke gefahren, verteilt und mit Stampfern festgestampft und geglättet. An den Hauswänden entlang legten wir Beete an, auf die wir gerade jetzt immergrüne Sträucher setzen; im nächsten Sommer sollen hier viele bunte Blumen blühen.

Ich freue mich als gewählter »Wart um das Haus«, daß mir der Ausschuß die Arbeitskolonne nun schon eine ganze Zeitlang anvertraut hat; so soll die Gegend um den Neubau eine der schönsten auf Scharfenberg werden.

Maxe W., Hauswart, Schüler der Zwischenstufe.

DIE SELBSTVERWALTUNG AUF DER INSEL

1. DIE ABENDAUSSPRACHE.

AN der Saaltür liest man heute einen Zettel, vom »Ausschuß« unterzeichnet; am Abend nach dem Essen ist Abendaussprache. Man will schon jetzt die beim Baden so vieler Jungen im freien See notwendigen Vorsichtsmaßregeln besprechen; der Spielwart regt an, eine Gruppenumordnung mit anderem Uebungswechsel in der vor dem Mittagessen üblichen halbstündigen Sportpause vorzunehmen; es ist ein Antrag der Lehrer auf Reform des Studententages eingegangen, ein anderer, vom »Mahlzeitenchef« unterzeichnet, möchte zwei Küchenhelferinnen, die schon längere Zeit bei uns sind und sich an allen Unternehmungen freudig beteiligt haben, das Stimmrecht anzuerkennen. Ein Punkt lautet: Wiedergutmachung! In der Mitte der Tagesordnung aber steht die Frage: Was gefällt uns nicht an unseren Lehrern? Was den Lehrern nicht an ihren Schülern? — Der Saal wird überfüllt; ist die Abendaussprache doch die einzige Veranstaltung, zu der alle Inselbewohner erscheinen müssen. — Einige starke Schwimmer werden von ihr zu »Wapoleuten« ernannt, über deren Reihe niemand hinausschwimmen darf. Die Oberstüfler überlegen, ob man nicht immer gleich zwei oder drei Studententage hintereinander ansetzen solle, damit man sich nicht so oft aus der »Halbjahrsarbeit« herausreißen müsse; einer bezweifelt, daß dies überhaupt die richtige Ausfüllung des ganz besonders deliziösen Lieblingsaufgaben vorbehaltenen Studententages sei. Der sehr anständig und produktiv gedachte, aber etwas verwickelte Vorschlag unseres Hauptpraktikers, durch Mutwillen oder Fahrlässigkeit verdorbenes Gemeinschaftsgut nicht mit dem Geld der Eltern, sondern durch Werte zu ersetzen, die aus dem Verkauf von Handfertigkeitserzeugnissen erworben seien, soll nach Darlegung der verschiedensten Ansichten bis zur nächsten Abendaussprache weiter überlegt, vielleicht auch erst die Elternversammlung um ihre Ansicht befragt werden. Ein Mitglied des antiken Kurses macht seinem Lehrer den Vorwurf, daß er ihre Fächer dem Kulturunterricht gegenüber nicht stark genug durchsetze. Einem Deutschkursler mißfallen die »ironischen Seitenhiebe« des Leiters, in voller Oeffentlichkeit ausgeteilt, je eleganter, um so verletzender; mehrere haben den Eindruck, daß der junge Musiklehrer sich zu sehr unter vier Augen mit einzelnen beschäftigte, anstatt mit allen Scharfenbergern; umgekehrt warnt der Leiter die Schüler vor einem allzu rustikalen Benehmen, dem gewollten Absehen von der Konvention, »einer üblen Angewohnheit der Deutschen« laut der am Morgen im Kulturunterricht gelesenen Rüge Friedrich Nietzsches; der Zeichenlehrer bittet um mehr Takt bei Vertraulichkeitsbeweisen der Schüler gegen die Lehrer. Außerhalb der Tagesordnung nimmt die Mehrheit das Verteilen von

Schmalzstullen am Mittwoch während der Gemeinschaftsarbeit an und lehnt es ab, an einem Nachmittag auf Wunsch des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht für dessen Gäste Extrahospitierstunden abzuhalten. Der »Direktor« des Marionettentheaters bittet, den großen Saal für einige Tage schließen, die Zeitungen solange anderswo auslegen zu dürfen, um dort die eben fertiggestellte Bühne aufzuschlagen. Am Schluß bringt man wie am Anfang ein Mozarttrio zu Gehör; zwischendurch ist Obst herumgereicht worden von Tisch zu Tisch, an denen man verteilt sitzt, wie beim Essen, ganz familiär; sind doch diese Abendaussprachen nicht so sehr als Parlamentsversammlungen, sondern aus verlängerten Tischunterhaltungen entstanden.

Freilich ihr Einfluß reicht trotzdem weit; nach Beschluß der 56. muß jeder Fremde 10 Pfennig in die Fährrkasse entrichten, aus der Handwerkszeug und Apothekerwaren gekauft werden; ein anderer verwehrt Besuchern und Einheimischen im Interesse des Pflanzenschutzes auf der Insel das Mitnehmen von Blumen und Zweigen. Sie hat allein die Befugnis des Ge- und Verbietens auf der Insel: sie kann dem ihrer Mitglieder, das sich — etwa durch allzu gröbliches Abweichen von ungeschriebenen Gesetzen — außerhalb der Gemeinschaft gestellt hat, ihre Mißbilligung aussprechen, die einzige auf Scharfenberg mögliche Strafe. Sie kann auch den von ihr gewählten Beamten ihr Vertrauen entziehen; wenn am anderen Morgen schon statt des Kameraden, den man bislang an exponierter Stelle zu sehen gewohnt war, plötzlich der Neugewählte steht, ist manchem die Unerbittlichkeit des Majoritätsbeschlusses in einer Demokratie anschaulich geworden; man wird sich der Verantwortung jeder Stimmabgabe — auch für später — bewußt.

2. VERFASSUNGSTAG 1928.

DER gemeinsame Dauerlauf eröffnete wie alle Tage um 6¹/₄ Uhr auch den 11. August. Um 7 Uhr läutet es sogar zum Unterricht! Der Neuphilologe setzte sich mit den Oberstüflern zusammen, und man zog unter Zuhilfenahme der Zeitungen Vergleiche zwischen der deutschen Verfassung und der englischen und französischen. Der Altphilologe besprach mit seinen Lateinern das klassische römische Beamtentum und die Organisation der deutschen Reichsbehörden. Der Historiker führte seine Zwischenstüfler zuerst auf das Schwarzburger Schloß, wo Friedrich Ebert vor neun Jahren die in Weimar beschlossene Verfassung unterzeichnete, und dann unter die Linde auf dem Hersfelder Schloßhof, wo genau tausend Jahre vorher ein sterbender König die Reichsinsignien dem Bruder übergab, sie in eiligem Ritt quer durch Deutschland dem tüchtigsten seiner Gegner zu überbringen. »Wer schlägt den Löwen, wer schlägt den Riesen, — der sich selbst bezwingt!« Man suchte in mittelalterlichen Quellen weiter nach Wahlberichten und Reichstagsbeschreibungen und nahm sich vor, in den kommenden Wochen mehr darin zu lesen und aus den Funden eine kleine Verfassungsgeschichte dieser tausend Jahre zusammensetzen, jeder seine eigene. Vom anderen Schulplatz hatte man schon öfter erregtes Sprechen herüber tönen hören; jetzt klatschte man dort sogar Beifall. Unsere Jüngsten hielten da eine Reichstagssitzung ab; der Außenminister hatte eine Rede geschwungen, man hatte über den Beitritt zum Völkerbund debattiert; der Präsident hatte Ordnungsrufe ausgeteilt; man hatte den »Hammelsprung« agiert; Ministerien waren ab- und aufgetreten. Beim Frühstück noch wollten sich die Wogen der parlamentarischen Erregung nicht legen. Darum

versammelten wir uns um unser Festkleinod, den einst von Ibach gestifteten Flügel und hörten die Es-dur Fuge aus dem wohltemperierten Klavier; Oboe, Violine und Flügel feierten wetteifernd den Tag im Bachschen C-moll Konzert. Nach diesem stimmenden Akkord konnte man sich unter die grünen Bäume an die blauen Tische setzen, um »mit Kraft und Würde«, wie es Frau Regula Amrain vom Staatsbürger fordert, das *Wahlrecht* auszuüben. Eine Abendaussprache bei hellem Sonnenschein! Mehr als 30 Ämter waren zu besetzen — der »Läutenant«, der Hauswart, der die Besen, Schrubber, Scheuertücher unter sich hat und das Möbelinventar führt, die Saaldienste, die schon eine halbe Stunde früher aufstehen müssen, um die Gemeinschaftsräume zu säubern und im Winter zu heizen; der Musikwart tuts gleich mit im Flügelsaal; der Bibliothekar, der Entenwart; der Apotheker wird einstimmig gewählt, er war der einzige noch von denen, die vor zwei Jahren am Arbeitersamariterkurs in Tegel teilgenommen hatten. Aber auch Stichwahlen wurden nötig; während die Stimmen ausgezählt wurden, las jemand eine von den Quellenstellen vor, die man vorher im Verfassungsunterricht aufgestöbert hatte. Die berühmte Schilderung von dem Großmutsstreit der Konrade auf der Wahlebene bei Kamba wars, anno 1024. Und wie hatte der redselige Mönch sie eingeleitet? »Vergeblich erwartest du von einem anderen Beistand; in schwierigen Dingen führen immer stilles Ueberlegen und schnelles Wagen am besten zu einem guten Ausgang. Es unterlag keinem Zweifel, daß es nicht einer unwichtigen Angelegenheit galt, sondern einer solchen, die, wenn sie nicht mit dem ganzen warmen Herzen und mit dem höchsten Eifer ergriffen wurde, dem Reiche unermesslichen Schaden bringen mußte. So wandten alle Wähler ihr ganzes Sinnen und Trachten darauf, daß der Staat nicht länger ohne Herrscher sei.« Lauter Jubel erhob sich plötzlich. Die Spannung war gelöst. Ein Schüler der Zwischenstufe hatte über zwei Drittel aller Stimmen bei der Ausschlußwahl auf sich vereinigt, jeder der beiden Ostern zu uns gekommenen Lehrer eine hohe Zahl erreicht, nur die Spaltung hatte hier das positive Ergebnis verhindert; nachdem einer von ihnen verzichtet hatte, fiel dem anderen im zweiten Wahlgang die Vertrauensmajorität zu. Wir hatten also nach dreivierteljähriger Zwischenpause wieder *einen Ausschluß!* Die älteren Scharfenberger — auch ehemalige waren zugegen, — sahen sich bedeutungsvoll an. War nicht der Ausschluß immer ein Barometer für das Höhenniveau des Ganzen gewesen? Ein bitterböser Winter lag hinter uns. Nicht daß das Fehlen des Ausschusses daran schuld gewesen wäre; aber daß er nicht zustande gekommen war, hatte angezeigt, daß etwas nicht stimmte, daß ein latenter Widerspruch vorhanden sein mußte zwischen der mitgeborenen Richtung und der augenblicklichen Zusammensetzung, daß keiner der Lehrer von Natur oder Wollen gerade die Eigenschaften hatte, die sein Wirken in diesem Kreise zu einer Notwendigkeit, zu einer beiderseitigen Freude gemacht hätte, daß die Oberstüfler zu schwach oder zu abseitig und die älteren Zwischenstüfler noch zu unbeschrieben gewesen waren. Andererseits hatte dies Interregnum den immanenten Willen der Gemeinschaft, auf der ursprünglichen Bahn fortzuschreiten, offenbart. Man hatte nicht Repräsentanten herausstellen mögen, die im Format zu den früheren Ausschlußmitgliedern nicht gepaßt hätten. Es gab keinen glänzenderen Sieg der Idee! Sie war in den beiden Wahlversammlungen, aus denen kein Ausschluß hatte hervorgehen können, bewußt oder unbewußt respektiert worden. Daß jetzt wieder, wenn auch zunächst nur ein zweigliedriger Ausschluß vor uns stand, schien das nicht die Aufstiegskraft der im Sommer hervorgetretenen verheißungsvollen Ansätze zu bestätigen? *Einen schöneren 11. August konnte es für die Inselbewohner nicht geben.*

3. DER AUSSCHUSS.

DER neugewählte Ausschuß Dr. W. Moslé und Emil Schipkus haben in der letzten (86.) Abendaussprache die Gemeinschaft gefragt, was sie vom Ausschuß erwarte und danach selbst zu entwickeln versucht, wie sie ihre Wirksamkeit ansähen. Die Quintessenz der Besprechung ist von ihnen folgendermaßen zusammengefaßt worden:

Wo wirkliche Freiheit herrscht, entwickelt sich auch bald ein gesteigertes Verantwortungsbewußtsein, das sich nicht bloß auf das eigene Verhalten, sondern auch auf die Stellung zu der Gemeinschaft und ihren Gliedern erstreckt. Meist wird wohl das Gefühl dem einzelnen sagen, wie er im Sinne der Gemeinschaft richtig handelt, aber es können sich aus dem Zusammenstoß zweier Pflichten doch leicht Schwierigkeiten ergeben. In vielen Landerziehungsheimen besteht daher das sog. »Familiensystem«, das heißt, es bilden sich um einen Lehrer kleinere Gruppen von Schülern, deren Freund und Berater er ist. Das ist auf Scharfenberg nicht der Fall, da sich viel engere Bindungen durch die praktische Arbeit in den verschiedenen Innungen ergeben. Aber das Bedürfnis nach Vertrauensleuten, die zugleich eine gewisse Einheitlichkeit in der Auffassung von der Gemeinschaft verbürgen, ist doch rege. Man hat daher zu dem Mittel gegriffen, halbjährlich einen Ausschuß zu wählen, der sich der Tradition nach aus einem Lehrer und drei Schülern zusammensetzen soll.

Irgendwelche Machtbefugnis hat der Ausschuß nicht. Die Abendaussprache entscheidet in allen grundsätzlichen Fragen. Aber eine der Pflichten des Ausschusses ist es, die Tagesordnung der Abendaussprache vorzubereiten und darauf hinzuwirken, daß nicht allzu Unwesentliches der Gesamtheit vorgelegt wird. Die Leitung der Abendaussprache hat der Ausschuß in Händen, ihre Tagesordnung jedoch wird durch die eingelaufenen Anträge ohne jegliche Vorzensur bestimmt. Nach dem Protokoll der 5. Abendaussprache vom 14. Juni 1922, die auf Antrag des Leiters die Einsetzung des Ausschusses beschloß, sollte durch ihn die Selbstverwaltung noch folgerichtiger durchgeführt werden; ferner könne er »unmerklich Reibungen verhindern, durch gütlichen Zuspruch Unstimmigkeiten beseitigen, für den Aufbau einer anständigen Tradition Sorge tragen; seine Mitglieder sollten sich nicht als Aufsichtführende fühlen, sondern als Berater, als doppelt und dreifach Verantwortliche. Deshalb sei es auch verkehrt, etwa ihren Amtskreis genau zu umzirken; sie werden bald hier, bald dort aus dem Einzelfall heraus einzugreifen haben, mehr noch verhütend, vorbeugend, als verbietend, korrigierend.« Es hat sich ergeben, daß der neugewählte Ausschuß an dieser Auffassung festhält, sich nur entsprechend der gewachsenen Zahl den Rahmen weitersteckt und es für nötig hält, neben der persönlichen Einwirkung von Anlaß zu Anlaß auch durch öffentliche Besprechung wesentlicher Probleme auf die Bildung oder das Bewußter-Werden einer Tradition hinzuwirken. Er werde sich selbst vielfach zurückhalten, um zur Selbstregelung mancher Schwierigkeiten aus eigener Verantwortung heraus Raum zu lassen.

4. DAS STIMMRECHT.

IN der nächsten Abendaussprache will der Ausschuß zur Schärfung des Gewissens aller die Frage des Stimmrechts besprechen lassen, das den Neuen jedesmal erst von der Zweidrittel-Mehrheit der Inselbewohner verliehen werden muß, ehe sie Vollbürger sind. »Sollte der Aufgenommene sich dem hier erstrebten Lebens-

stil nicht anzuschließen vermögen und *das Stimmrecht innerhalb eines Jahres nicht erhalten, muß er abgehen,*« lautet die letzte der Voraussetzungen für den Eintritt in die Schulfarm; sie ist von Abendaussprache und Elternversammlung angenommen und wie die Abschaffung der Zensuren im Grundsätzlichen eine magna charta, deren Aufhebung den Charakter unserer Schule wesentlich verändern müßte.

Sicherlich sind es die schwerwiegendsten Entschlüsse, die der Abendaussprache obliegen, alle übrigen treffen, wenn sie falsch oder ungeschickt sind, auch die Mitglieder selber; die Umbesetzung eines Amtes, die Umstellung der Gemeinschaftsarbeit sind alles interne Dinge; diese aber greifen über den Inselbereich hinaus und veranlassen den Kameraden, seine Laufbahn da draußen fortzusetzen, wo ihm allerdings die Vielgestaltigkeit des Großberliner Schulwesens, wenn er nur einigermaßen für geistige Weiterbildung überhaupt geeignet ist, jede Anschlußmöglichkeit gewährt, zumal sie ihm von uns aus durch persönliche Führungnahme mit den Direktoren erleichtert wird. Enthält doch die Abstimmung weder eine Einschätzung des Intellekts noch ein allgemein menschliches Werturteil, sondern konstatiert nur, wer gut und wer weniger gut in diese ganz besonders gearteten Milieuverhältnisse paßt. Sie wird deshalb auch nur von Beurteilern, die der Sache innerlich fern stehen oder ganz unsachlich nur rein sentimentalen Gefühlen nachhängen, tragisch genommen werden. Es kann ein so unersetzbares Glück nicht sein, in der Schulfarm zu leben; im Gegenteil — das Abstimmungsergebnis über die einzelnen ist in der Regel dem Grad des Sichwohlfühlers derselben proportional. Es wäre ja auch eine Grausamkeit, die, die mindestens ebenso gern die Stadtschule besuchen und dort leben, sechs Jahre lang hier die wenigen Plätze ohne nennenswerten Vorteil für ihre Entwicklung einnehmen zu lassen, die bei anderen Jungen, die sehnsüchtig darauf warten, die Entfaltung gerade ihrer besonderen Charakteranlagen ans Licht treiben würden. Davon zu geschweigen, daß eine Versuchsschule, wie wir sie sehen, zunächst und auf lange Sicht eine Schule der *Gesinnungsgemeinschaft* ist, »einer *Gesinnungsgemeinschaft* solcher, die nach ihrer seelischen Eigenart fähig erscheinen und — *bestärkt werden können*, durch ihr Beispiel verantwortlich zu sein nicht nur für ihr eigenes Tun innerhalb der größeren Gemeinschaft, sondern sich mitverantwortlich zu fühlen für die Neubildung menschlicher Beziehungen und Werte rundumher« (DWZ. 1928, S. 4). Und das im Einzelfall zu beurteilen, werden wohl die am besten fähig sein, die ein bis zwei Jahre in dieser *Gesinnungsgemeinschaft* sich glücklich gefühlt haben, und gerade die *jugendlichen* Mitglieder dieses Kreises besser als die erwachsenen, die schon viel zu sehr an der Zeiten Last zu tragen haben und von den Alltagsströmungen ihrer Zeit zu lang umgeben waren, um zukunftsicher unbewußt die Wege jener Neubildung zu treffen.

Unsere Schüler haben sich im übrigen keineswegs zu diesem »*Rechte*« gedrängt; erst nach vielen Beratungen hat die Mehrheit zugestimmt aus dem Gefühl heraus, der *Verantwortung* nicht ausweichen zu dürfen. Noch beim letzten Mal wieder haben zwei Oberstufler beantragt, über diejenigen Mitschüler, deren Stimmenzahl die vorgeschriebene Höhe beinahe erreicht hat, am anderen Tage nochmals zu Rate zu gehen, die Gründe für und wider gemeinsam abzuwägen und dann erst die endgültige Entscheidung zu treffen; der humane Antrag ist mit allen gegen eine Stimme angenommen, und diese war die des Leiters! Bei solcher Besonnenheit ist denn auch noch nie ein Fehlbeschluss vorgekommen. Und selbst wenn er vorkäme, es geht nicht an, hier Kompromisse zu schließen; wenn es ernster wird, doch letzten Endes dem Lehrer die Entscheidung zu überlassen;

eine Selbstverwaltung, die man nur über Festprogramme und Aehnliches beschließen läßt, wird zur Parlamentsspielerei und verliert ihren staatsbürgerlichen Erziehungssinn. In Autonomiesachen muß man mit dem preußischen Bauernbefreier und Schöpfer der Städte-Selbstverwaltung halten: Nur durch volles Hineinstellen in die Freiheit, nur durch Gewöhnung an sie und in ihr kann die volle Reife in ihrer Anwendung erreicht werden! *W. Bl.*

5. SONDERBERICHTE AUS NEUEN SELBSTVERWALTUNGSPROVINZEN.

SEIT der Gründung der Schule sah man in dem von den »Selbstverwaltungs-körpern« Beschlossenen, Festgesetzten, Formulierten nicht das Innerlichste, Geheimste; es bestand von Anfang an die heiligste Scheu vor den »ungeschriebenen Gesetzen«. Die Goethesche Eckartweisheit gehört zu den Lebensüberzeugungen des Gründers — und wenn's erst beredet, verparagaphiert ist, — »dann versiegt das Bier in den Krügen«.

Die Entwicklung der Selbstverwaltung war starrer, weniger wechsellvoll als die der Arbeit in Scharfenberg; neuerdings regen sich aber auch hier Kräfte, die vielleicht zu neuen Entwicklungen führen. Man könnte versucht sein, sie mit der Stellung des Reichswirtschaftsrats neben dem Reichstag zu vergleichen. Fachliches Können setzt sich selber Aufgaben, unabhängig von dem Klappern der Gesetzgebungsmaschine. Ob diese Dinge von der Abendaussprache sanktioniert sind oder nicht, ist hier gleich, wenn sie nur dem Drang nach Selbsttätigkeit und Selbstverantwortung entspringen sind. Dahin gehören etwa die Schülerfeuerwehr, die Hühnerfarm, der Milchdienst, die Schülerzeitung, die freiwillige Mitarbeit der Ehemaligen im Unterricht.

A. DIE SCHARFENBERGER SCHÜLERFEUERWEHR.

UNSERE Schülerfeuerwehr ist entstanden aus dem Zwang der Selbsthilfe, aber auch aus dem Bestreben, mit der Nachbarschaft über den See engere Fühlung zu bekommen. Sie ist ein Zweig der Tegelorter Freiwilligen Wehr, mit der sie gemeinsam ausgebildet wird und übt. Im Ernstfalle sind wir mit unseren Fahrrädern drüben pünktlich zur Stelle, um mit den Tegelorter Kameraden gemeinsam dem Feuer zu Leibe zu gehen. Wie wichtig unser Eingreifen werden kann, zeigen einige Waldbrände, die uns bei Tage hinüberriefen, zu einer Zeit, in der die Mehrzahl der dortigen Wehrleute in Berlin ihrer Arbeit nachgehen mußte. Umgekehrt sind wir ebenso gewiß, daß sie, wenn in dunkler Nacht unsere mit Stroh gedeckte Scheune etwa von einem Blitz getroffen werden sollte, sich ebenso hilfsbereit bewähren würden. Aus diesem Aufeinanderangewiesensein bildet sich ein Gefühl der Verbundenheit, durch das die natürliche Absicht beider Seiten, gute Nachbarschaft zu halten, einen wirklichen Inhalt bekommt. Weil in der Tegelorter Mannschaft ehrwürdige Familienväter und langaufgeschossene fast noch knabenhafte Jünglingsgestalten nebeneinander in Reih und Glied stehen, erklärt sich wohl das Interesse der Allgemeinen Deutschen Feuerwehrzeitung, in deren letzter Nummer ein Aufsatz über uns gestanden haben soll. Unsere kleine Zweigwehr scheint auch offiziell nicht ganz unwichtig genommen zu werden, hat doch der Kommandeur unseres Berliner Brandbezirks öfter selbst die Insel inspiziert und neulich unter Scheinansage eines Scheunenbrandes uns plötzlich alarmiert. Er lobte besonders das Zusammenwirken der uniformierten

Wehrleute mit den anderen Scharfenberger Schülern, die sich dabei in Reihen von je sechs Mann in der schwierigen Pumpsarbeit ablösen. Er freute sich auch, als er sah, daß unser großes Spritzenfahrzeug nicht mehr in der Scheune, sondern in dem eigens im neuen Werkstättenhaus dafür vorgesehenen massiven Schuppen stand.

Die Feuerwehr ist auf Scharfenberg *ein sich ganz selbständig verwaltender Körper*, an dessen Spitze der Landwirt als geprüfter Oberfeuerwehrmann steht. Wenn Mannschaftsergänzungen notwendig werden, so wählen die bisherigen Mitglieder die neuen von sich aus zu und stellen sie dann nur der Gemeinschaft vor. Da die Feuerwehrleute für den ganzen Bezirk eben »die Scharfenberger« sind, ist es klar, daß nicht jeder, der vielleicht über genügende Kräfte verfügt, gewählt wird. Man hält scharfe Auslese, und es liegt eine gewisse Ehre darin, Feuerwehrmann zu sein.

Der Strommeister der Potsdamer Regierung, die die Aufsicht über die Havelseen führt, hat bestimmt, daß die Scharfenberger Wagenfähre nur von Feuerwehrleuten über die verkehrsreiche Seenge gestakt werden darf.

Erich M., jüngster Feuerwehrmann, 16 Jahr.

B. DIE SCHARFENBERGER HÜHNERFARM.

ALS jüngst die Erntekronen nach schönem alten Brauch in den Häusern aufgehängt wurden, pries der »Chef« unser Häuschen vor allen andern; es sei zwar das kleinste auf der Insel, aber ihm doch das liebste. Denn es sei ganz allein von den Schülern unter Mithilfe eines Vaters als Maurer gebaut worden, und in ihm und um es sei die Selbstverwaltung am stärksten durchgeführt.

Wir Hühnerwärter, die wir in diesem einsam gelegenen Aufzuchtthaus mit unseren Küken wohnen und schlafen, reinigen nicht bloß die Nacht- und Scharräume, sorgen für pünktliches Einhalten der Futterzeiten, bedienen den Brutapparat, der 250 Eier faßt und die Schirmglucke, die 500 Küken Schutz und Wärme gewährt, bestimmen die Mischungen in ihrer Nahrung, sondern führen auch Buch über die Eierproduktion jedes Tieres, verfertigen die Kontrollnester, die Futterkästen, die Kohlbehälter, die Nisthäuser, die Gluckenentwöhnungskäfige selbst, kaufen und verkaufen selbständig ein. Wir vertreten die Schulfarm in den Sitzungen des Geflügelzucht-Vereins Tegel, zu dessen Monatsversammlungen uns der »Chef« Diäten gibt; wir haben unsere Tiere bei Ausstellungen angemeldet, selbst eingeliefert und sogar Preise erhalten.

Daß die Nachzucht der Rhodeländer und Plymouth, unserer Hauptrassen, sich in diesem Jahre schnell entwickelt, die Eierproduktion der wachsenden Verbraucherzahl genügt, wird durch die Lage der Farm mitten im Walde und die Auslaufsmöglichkeit auf grüne Wiesen befördert. Wir hoffen, daß das Jubar-Glas, eine Glasart, die die ultravioletten Sonnenstrahlen durchläßt, sich durch schnelles Wachstum der Küken bezahlt machen wird. Auch die Aufenthaltsräume für die erwachsenen Tiere und der neu hinzugekommene Gänsestall sind nach unserem Vorschlag mit solchen Fenstern ausgestattet.

Zum Ansporn zu weiterer »fachmännischer« Arbeit hat uns am letzten Sonntag der Menorkazucht-Verein der Provinz Brandenburg, dem wir unsere Geflügel-farm zeigen durften, einen neuen Zuchtstamm der von ihm gepflegten Rasse gestiftet.

Heinz Rei. im Namen der drei Geflügelwärter.

C. DER MILCHDIENST.

ALS ich nach Scharfenberg kam, machte ich am Nachmittag einen Rundgang um die Insel. Dabei landete ich abends im Stall. Hier bat mich ein älterer Kamerad, die Milch mit in die Küche zu nehmen. Es war nicht ganz leicht, den 35 Liter fassenden Milchkübel zu tragen. In der Küche setzten wir die Zentrifuge zusammen und gossen die Milch hinein. Der eine drehte, der andere goß die Magermilch in bereitstehende Eimer. Da mir das alles Spaß machte, bringe ich seitdem jeden Morgen und jeden Abend die Milch in die Küche. Wir nennen uns »den Milchdienst«.

Der Sahnetopf war voll. Wir mußten heute Nachmittag buttern. Mein Kamerad zeigte mir die Zusammensetzung des Butterfasses. Wir taten die Sahne hinein und drehten — und drehten. Allmählich ging es schwer. Noch einige Male herum — und die Butter war fest. Wir nahmen sie heraus und ließen die Buttermilch in einen Eimer ab, der zur Erfrischung der Landwirtschaftsgruppe aufs Feld gebracht wurde. Später haben wir nach Anweisung unserer Küchenvorsteherin die Butter auch waschen, kneten und salzen gelernt.

Das Dritte, was sich der Milchdienst noch zur Aufgabe gesetzt hat, ist die Milchuntersuchung. Alle 14 Tage ist Probemelken. Dann stehen wir beide, während alle anderen noch schlafen, im Stall, um dort die Milch jeder einzelnen Kuh extra zu wiegen und einen gewissen Prozentsatz zur Untersuchung abzunehmen. Dasselbe wiederholen wir, wenn die Kühe an diesem Tage von der Weide kommen. Die Milchproben nehmen wir mit in die »Landwirtschaftskammer«, um sie dort zu untersuchen. In Ermangelung einer Butyrometer-Zentrifuge verfahren wir nach der Morsin-Methode. Für jede Kuh haben wir ein Butyrometer, eigens für die Milchuntersuchung geformte Reagenzgläser mit eingebrannter Skala. In diese tun wir in vorgeschriebener Mischung Milch und Säure. Mit einem Gummi verschlossen, werden sie dann wiederholt in ein Wasserbad von bestimmter Temperatur gelegt und nachher geschüttelt. Zum Schluß läßt man sie bis 15 Minuten im Wasser, um dann auf der Skala die Fettprocente abzulesen. Die Ergebnisse der Fettuntersuchung und die Milchmenge jeder einzelnen Kuh sind wichtig, denn sie geben uns einen Maßstab für die Leistungsfähigkeit jedes Tieres und manchmal auch Fingerzeige für eine rationellere Fütterung.

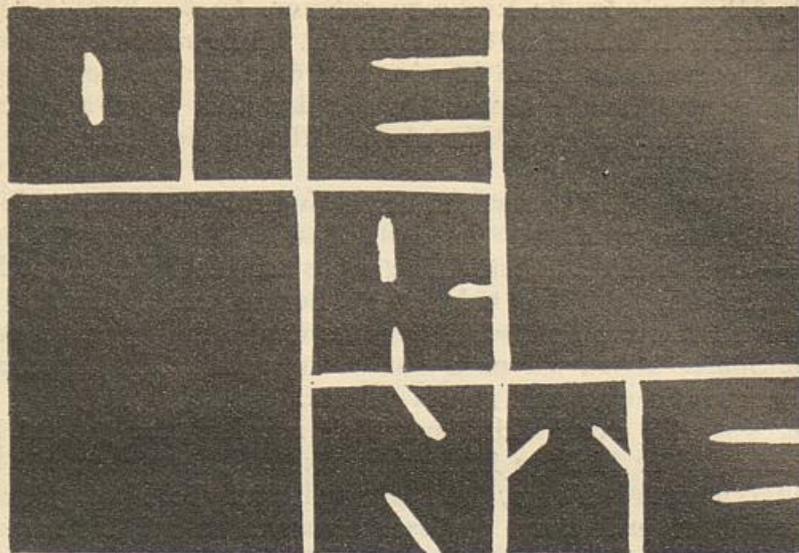
So hat sich der »Milchdienst« vom Milchtragen zu einem richtigen »Amte« entwickelt, das aber nicht von der »Abendaussprache« besetzt ist, sondern aus eigenem Trieb übernommen und verwaltet wird.

Heinz Ru., Milchdienst, Schüler der Zwischenstufe.

D. DIE SCHÜLERZEITUNG IN SCHARFENBERG.

EINE ganze Weile war ich schon in Scharfenberg, da sah ich eines Tages im Bibliothekszimmer einen Kasten auf dem Bücherschrank stehen; ich öffnete ihn. Es lag darin ein Stück gelben Wachstuches, und aus der Gebrauchsmusteranweisung ersah ich, daß dies Ding Schapirograph hieß und zum Vervielfältigen von Schriftstücken gebraucht werden konnte. Auf meine Frage sagte man mir, daß einmal eine richtige Zeitung damit von einer kleinen Gruppe von Jungen gedruckt wäre, die in der Scheune gewohnt und ihr den Namen »Neues aus dem Scheunenviertel« gegeben hätte. Zu meiner Zeit sah ich den Apparat zuerst in Gebrauch, als einige unternehmungslustige Kameraden, die sich der alten Zeit

erinnerten, zum Erntetag eine Festschrift herausgeben wollten. Da die vorwärtsblickenden Drucker gleich daran dachten, damit vielleicht eine neue Zeitungsserie zu beginnen, schrieben sie unter den Titel



Erster Jahrgang, Nummer 1. Sie wurde beim Fest auch an Besucher von auswärts verkauft, und einer von ihnen, dem die schlechte Schrift nicht gefiel, vermittelte uns den Kauf einer Handdruckmaschine mit richtigen Typen. Jetzt druckte man die Zeitungen so eifrig, daß zu Weihnachten schon die 5. Nummer erscheinen sollte. Ganz unvermittelt fragten mich Mitschüler in diesen Tagen auf dem Wirtschaftshofe, ob ich Drucker werden wollte. Als ich in den Redaktionsraum im Kellergeschoß eingetreten war, erzählte man mir, daß zwei Setzer infolge einer Krise die Arbeit niedergelegt hätten. Ich nahm eine schon abgedruckte Seite, die man mir hinschob, sofort auseinander und sortierte die Lettern; dann half ich bei der Arbeit am Titelblatt, das diesmal zur Weihnachtsfeier sogar bunt sein sollte. Weil wir 180 Exemplare herausgeben wollten, mußte die Walze für jede der vier Farben 180 mal über den Druckstock gerollt werden. Da wir auch oft auf das Trocknen der Blätter warten mußten, haben wir manchmal bis in die Nacht an der Maschine gestanden; aber zwei Tage vor den Ferien waren wir dann auch fertig, und nur die außen wohnenden Abonnenten, ehemalige Schüler, Eltern, Mitglieder des Scharfenbergvereins mußten sich noch eine kleine Weile gedulden. Die nächste Nummer sollte unter dem Thema »Winter« stehen. Aber mit dem letzten Ferientage war der Schnee geschmolzen, und mit dem Froste blieben die Beiträge aus. Wir verloren dabei die Lust, und als ein Einsender dagegen Protest erhob, daß ich seinen Aufsatz beim Setzen durch Kürzungen und Umstellungen absichtlich ins Komische verkehrte, stockte unsere Arbeit ganz. Die Zeitung blieb unvollendet im Tischkasten der Redaktion. Erst nach Ostern trat die Druckmaschine wieder in Tätigkeit; wir wurden an einem Arbeitstage dazu angesetzt, für den Unterricht »das Lied an die Freude« zu drucken. Jetzt sahen wir unseren Tiefstand: Wir waren keine freie Druckerzunft mehr, sondern eine Gruppe geworden, wie die anderen, die Tischler, Schlosser, Gärtner. So begannen wir aus dieser Selbsterkenntnis heraus wieder eine Zeitung zu schaffen. Eine Dürer-

nummer ist es geworden. Die letzten Seiten der unfertigen Winternummer benutzten wir dabei zu Probedrucken; nur noch zwei oder drei dieser traurigen Blätter sind im Besitz von interessierten Sammlern zu finden. Und als sich unsere jüngste Schülergruppe im Gesamtunterricht den Tieren zuwandte, gab es eine Tiernummer. Dieser siebenten folgte nach den großen Ferien ein Reiseheft, zu dem wir soviel Beiträge erhielten, daß wir statt der üblichen 8 Seiten zwölf damit füllen konnten; und da das Erntefest sich wieder jährte, setzten wir auf das Titelblatt wieder einmal einen Vier-Farbendruck. Nach den Erfolgen an diesem gerade jetzt verrauchten Tage fürchtet die freie Druckerzunft keine Krisis mehr.

Bruno G., Schüler der Zwischenstufe, 1928.

PROBEN AUS DER INSELZEITUNG.

1. »Unsere tägliche Handelsfahrt«

(aus einer der frühesten Nummern)

»Wat, Ihr fahrt schon wieder nach Baumwerder?« »Komm doch mit, wenn Du Lust hast!« Wir gingen zur Küche und verstaute die Kirschen im Kahn. Beim Anlegen an der Nachbarinsel riefen uns die Frauen entgegen: »Na, Jungens, habt Er wedder Kirschen, wat kosten se denn?« »Frauchen, wir haben heute 4 Sorten für 30, 35, 40 und 50 Pfennige das Pfund.« »Ihr seid aba och nich en bißchen billiger geworn.« Ich steige ans Ufer, und die Leutchen kommen herbei aus ihren Zelten und Sommerhütten. »Gebt mer drei Pfund von de juten!« Helmut nimmt das Geld an und notiert. Ich kann gar nicht so schnell abwägen, wie sich die Käufer drängen. Als wir nachher den anderen bei Tisch erzählten, daß wir wieder 26,50 M. eingenommen hatten, waren die Mäuler alle weit aufgerissen.

Heinz S.

2. Zum Lichtenstein

(aus der letzten »Ernte«, dem Ferienreiseheft)

Heiß war der Weg, steinig und staubig. Mit gierigen Riesenaugen spähten blutdürstige Bremsen nach ihrem Opfer aus, quer über die Straße hin und her stürzend. Heimtückisch saugten sie sich an verborgenen Stellen fest und raubten von unserm eingetrockneten Blute. Ihr Stich brannte auf der schweißfeuchten Haut. Schwer lastete der Rucksack auf gekrümmtem Rücken und hinderte beim Steigen. Wir überschritten einen Bach, ließen ihn unbeachtet zurück, und des sollte das letzte Wasser sein, das wir für Stunden sahen. Trocken war die Erde. Kümmerliche Sträucher wuchsen mit hängenden Blättern am Wegrande. Ihre Beeren erfrischten nicht. Ein Heuwagen kam uns entgegen herunter. Die Bauern hatten in der kühlen Morgendämmerung geschafft, und in der heißen Zeit rasteten sie, während wir weiter aufstiegen vom Tal zur Hochebene. Wir kamen zum Wann. Das dürre Gras auf der leicht gewellten baumlosen Fläche war gemäht. Die Arbeiter schliefen im Schatten der Bäume am Rande der Weide. Ueber ihnen stiegen wir zum Schönberg und seinem seltsamen Doppelturm. Oben auf seiner Plattform ließen wir uns von dem schwachen heißen Luftzug umfächeln. Wir suchten vergeblich nach Wasser. Am Bergabhang führte der Weg weiter. Ueber uns fiel das Gestein senkrecht ab. Tiefe Furchen und Höhlen hatte das Regenwasser eingefressen. Darunter ging es weniger steil talwärts. Dort bedeckte trockne, krümelige Humuserde mit weißen Steinchen vermisch den Fels. Darauf wuchsen ohne Unterholz schlanke Buchen, die uns spärlich beschatteten. Abermals überquerten wir eine steppenartige, große, ebene Weide. Dort luden ein paar verspätete brummige Bauern noch ihr Heu auf und wiesen uns zur Nebelhöhle. Wir beschleunigten unsere Schritte. Auf einer Lichtung stand ein Betonhaus mit funkelneuem roten Ziegeldach. Das war der Eingang. Kühl und feuchtklebrig war es drunten unter der Erde.

Überall standen die zerbrechlichen wachsgelben Tropfsteine auf dem grauen Grunde. An der Decke hingen sie die Felsritzen entlang wie Eiszapfen. Selten war einer während der Jahrhunderte bis zum Boden hinunter gewachsen. Uns schauerte bei dem Gedanken, daß ein Mensch hier in ewiger Nacht und Kälte und Feuchtigkeit hausen gemußt. Fast eilig suchten wir wieder das Sonnenlicht. Dort schliefen wir ein paar Stunden und hatten beim Erwachen den Blick auf den Lichtenstein, von dem uns noch ein breites, fruchtbares Tal trennte. Schnell war es durchschritten. Ein kurzer Anstieg. Dann standen wir auf dem Turme und blickten auf die heiße Alb nieder. Wir verfolgten unsern Weg am Rande des Taleinschnitts entlang und suchten die Bergkuppen und Dörfer. Dann stiegen wir in den Park hinunter und fanden das Hauffdenkmal auf einem Felsvorsprung gegen die Burg gewandt. Spöttisch blickten die Bauern uns nach, als wir wieder unten im Tal durchs Dorf gingen und im Halbdunkel der Dämmerung noch Brot und Milch verlangten. Mit dem Brote zogen wir zum Ende des Ortes auf eine gemähte Wiese und legten uns im Schutze eines Holzstapels zum Schlaf nieder. Aber erst gegen Mitternacht kam er über uns. Die ganze Zeit störten noch lärmende Autos und Motorräder. Gerade in der Kehre der Straße befand sich unser Lagerplatz. Unten verrasselten die Gefährte, um nach kurzen Minuten über unseren Köpfen hinweg zu dröhnen. Aber das Morgengrauen war noch fern, da fuhren die fleißigen Bauern schon mit ihren schwerfälligen Ochsen gespannen an uns vorbei in langer peitschenknallender, brüllender, ratternder Reihe und hoben uns leicht aus ungewohntem Schlummer. Lange dauerte es nicht mehr, da wuschen wir uns schon an der Quelle der Echats und zogen ihnen nach auf die Hochebene, die dem Lichtenstein gegenüber liegt, und siehe, sie kamen uns mit ihren schwerbeladenen Wagen entgegen und wollten heute noch nach Reutlingen. Mit gemischten Gefühlen, halb Bewunderung, halb Wut, streiften wir an ihnen vorbei zur Bahn nach Blaubeuren. B. G.

3. Aus einem Aufsatz der Redaktion zum Jahresheft ihrer »Ernte«.

Daß unsere Zeitung sich von der Mehrzahl der Schülerzeitungen unterscheidet, wird dem Leser bald auffallen; und er wird nach den Gründen fragen. Das ist leicht gesagt. Es ist nicht so wie bei den Zeitungen, die von dem Lessingschen Wort ausgehen: »Als wenn man nur, die Leser klug zu machen, schriebe! Genug man zeigt, daß man selber klug ist.« Bei uns ist es die Freude, etwas in Gemeinschaft mit anderen zu schaffen, die uns dazu gebracht hat, eine Zeitung herauszugeben; die Freude am Selbstherstellen, nicht literarischer Ehrgeiz ist der Ausgangspunkt gewesen. Daß wir sie selber drucken und nicht einer Druckerei in Arbeit geben, ist auch ein Hauptunterschied. Hierzu kommt, daß die »Ernte« von uns herausgegeben wird, nicht vom Studienrat, vom Lehrer. Die freiwilligen Mitarbeiter können sich ganz so geben, wie sie sind. Das hat sich wohl am besten in der Rubrik »das Forum« gezeigt, an der Stelle, an der jeder seine Meinung aussprechen und vertreten konnte.... Heinrich W.



Das größte Fest im Jahr ist das Erntefest; am ersten Sonntag im September treffen sich dazu alle, die es angeht, ohne Einladung auf der Insel. Ernteumzug, Volksbelustigungen auf der Kaffeewiese, Theateraufführungen im Freien verbinden und unterhalten Einheimische und Gäste.

GESTALT UND WERT DER ZEITUNGSBERICHTE.

DIE in Scharfenberg vorhandenen fünf Zeitungen (Vorwärts, Berliner Tageblatt, Deutsche Allgemeine Zeitung, Neue Preußische, Frankfurter*) reizten zu einer Verwertung dieses täglich gebotenen Materials. Zu diesem Zwecke wurden sogenannte Zeitungsberichte angeregt. Anfangs wurden sie von zwei in der Abendausprache dazu gewählten Schülern gehalten, von denen der eine über Politik, der andere über alles übrige referierte. Der politische Bericht wurde fast täglich beim Abendessen, der Feuilletonbericht beim Mittagessen gehalten. Bald wurde dann der Feuilletonbericht in Naturwissenschaft, Technik, Kunst und Sport aufgeteilt, da es sich als unmöglich erwiesen hatte, daß ein einzelner über alle diese Dinge gleichmäßig gut referieren konnte. Jedem dieser Berichtersteller wies man einen Wochentag zu, an dem er beim Mittagessen über sein Gebiet sprach. Dabei blieb es dann auch bis jetzt.

Jeder Bericht hat aber auch seine spezifischen Schwierigkeiten. Voraussetzung für einen guten Erfolg ist, daß sich der Berichtersteller selbst völlig klar über die Materie ist. Dies ist in erhöhtem Maße bei der Technik und den Naturwissenschaften erforderlich, da sonst die große Zahl der technischen Laien nichts versteht und dadurch leicht eine ständige Abneigung für dieses Gebiet sich einstellt. Das Erwerben dieser Sachkenntnis ist gar nicht schwer — ich spreche hier aus eigener Erfahrung — man muß nur regelmäßig in den Zeitungen die betreffenden Fachartikel lesen und sich sachlich geordnete Exzerpte machen. Sehr bald wird man tiefe Einblicke in die augenblicklich akuten Probleme der Wissenschaft, Kunst und Technik tun können. Im Unterricht bietet sich dann oft Gelegenheit, über manche im Bericht nur gestreifte Frage ausführlich zu sprechen, ob es sich nun um Politik oder Physik oder sonst etwas handelt.

Der politische Bericht entwickelt ganz andere Fähigkeiten. Der Referent muß hier ein großes Maß von Objektivität aufbringen. Er muß versuchen, aus den Zeitungen der verschiedensten politischen Richtungen einen ungefähr unparteiischen Bericht zu machen. Gar so schwer ist es hier natürlich nicht, da ja über jedes Ereignis infolge der knappen Zeit (zirka 10 Minuten) nur wenig gesagt werden kann. Natürlich lernt der Berichtersteller am meisten dabei und wird außerdem in der freien Rede geschult. Aber auch ein guter Zuhörer wird sicher mehr Anregung als die meisten flüchtigen Zeitungsleser empfangen; oft wird er auf besonders gute Artikel bald dieser, bald jener Zeitung ausdrücklich verwiesen. Ich glaube, daß diese Zeitungsberichte mit das stärkste Band sind, durch das Scharfenberg in seiner selbstgewählten Einsamkeit mit der Umwelt verknüpft bleibt.

Erwin Oeser, Abiturient 1928, jetzt stud. math.

Anhang:

DIE POLITIK IN SCHARFENBERG

WOHL kaum eine Lebensäußerung des modernen Lebens, sei es auf wirtschaftlichem, religiösem oder anders orientiertem kulturellen Gebiet, kann sich auf die Dauer dem Einfluß der Politik entziehen, diesem Kräftespiel mit den verschiedensten Motiven, das den Inhalt und die Richtung der regierenden Zentralgewalten bestimmt. Daß insbesondere die Schule, in neuerer Zeit durch die Kompromißparagrafen der Reichsverfassung, ein akutes politisches Kampf-

*) Jetzt auch noch Vossische Zeitung und Rote Fahne.

objekt geworden ist, läßt sich leider nicht leugnen. Leider! Denn dieser Schulkampf, der ein edles Ringen um Weltanschauungen, um die glücklichste Zukunft des Volkes sein könnte, ist zum Objekt materieller Interessenpolitik herabgewürdigt worden.

Es ist nicht unwichtig, hier zwei Fragen zu stellen: 1. Wieweit ist eine so exponierte Schulform, wie die Scharfenbergs, Objekt politischen Kampfes? und 2. In welchem Verhältnis steht das innere geistige Leben Scharfenbergs zu dem politischen Leben unseres Volkes, zu der Politik schlechthin?

Zu der ersten Frage ist zu sagen, daß es trotz der verschiedensten Versuche gelungen ist, jede politische Bindung — oft gegen zunächst unmittelbar ersichtlichen Vorteil — Scharfenbergs zu verhindern, zum Wohl der Schule und ihrer tragenden Idee. Scharfenberg steht gewiß nicht außerhalb und über der Politik, aber Scharfenberg ist politisch frei, und das ist gut so!

Die zweite Frage erhält ihre charakteristische Beleuchtung durch einen von der Elternschaft auf einer Elternversammlung angenommenen Antrag, der jedem Scharfenbergsschüler aktive und passive Betätigung in einem politischen Jugendverein untersagte. Ein Antrag, aus dem man sowohl auf die politischen Erfahrungen der Eltern, als auch auf ihre Vorstellungen von der Selbstverantwortlichkeit einer freien Schulgemeinschaft schließen kann. Uebrigens sei erwähnt, daß der Antrag in dieser Schroffheit über die Absichten der Schülervertretung hinauschoß. Alle aber waren sich einig, daß Scharfenberg trotzdem oder vielleicht deshalb gerade auf politischem Gebiet eine seiner größten und schönsten Aufgaben hat.

Politisch in dem Sinne, junge Menschen vor den Vergiftungserscheinungen »moderner« Interessenpolitik zu bewahren, damit ihnen Politik noch zu einer wahrhaft inneren Angelegenheit werden kann. Politik im schönsten Sinne ist nämlich nichts anderes, als im ehrlichen Wettstreben und Wettkämpfe das Beste einer Gemeinschaft zu wollen. Mag die Gemeinschaft groß oder klein sein, die Kräfte, die in ihr und an ihr arbeiten, mit der ganzen Verantwortlichkeit, die das Wohlergehen der Vielen erfordert, sind *politische* Kräfte. Eine Schülergemeinschaft, die sich selbst Gesetze gibt, sich selbst Pflichten und selbst Rechte setzt, Verantwortlichkeit übt und Unverantwortlichkeit ahndet, die Aemter durch Wahl besetzt und sich und die Besten aus den eigenen Reihen dadurch ehrt, daß sie sie zu ihren Repräsentanten im Ausschuß wählt, — eine solche Gemeinschaft tut nichts anderes, als im kleineren Rahmen *politische* Funktionen auszuüben. Eine Schülerschaft, die so unmittelbar als Politiker sich betätigt, sowohl in ihrem Parlament, wie im Gemeinschaftsdienst auf dem Kartoffelacker, an der Hobelbank, am Schraubstock, im Stalle, im Hause, in der zu einem gemeinsamen Zweck sich zusammenschließenden wissenschaftlichen Gruppenarbeit, hat das wirksamste Schutzmittel gegen die politische Phrase in sich entwickelt.

Und hierin besteht der eigentliche Zusammenhang zwischen Politik und Scharfenberg. Was draußen oft Phrase ist, das ist hier in Scharfenberg zu kräftefordernder Realität geworden, was draußen schöne Theorien sind, das sind hier die Maximen des Handelns, der Prüfstein der Gesinnung. So angesehen kann die schöne Insel — leider noch viel zu sehr Insel! — eine wirkliche Hochschule für Politik sein.

Fritz Blümel, gelernter Drucker; Abiturient 1926, jetzt stud. phil.

E. DIE FREIE MITARBEIT DER EHEMALIGEN SCHÜLER.

DIE Mitarbeit der ehemaligen Schüler entstand aus der Absicht, auch nach ihrem Abgang mit Scharfenberg einen Zusammenhang zu halten, der sie durch ein Wiedermittun tiefer als der übliche »Ehemaligenbesuch« an die Schule und ihre Richtung bindet. Für diejenigen unserer Abiturienten, die den Lehrberuf wählten — und das sind bis jetzt von 36 : 22 — bot sich zugleich hierbei eine erste Möglichkeit zur Selbstprüfung.

Wir haben mitgewirkt, wenn Stunden durch den *einen* Lehrer, den Scharfenberg für jede Fächergruppe nur hat, nicht gedeckt werden konnten; wir waren vollbeschäftigte und vollverantwortliche Lehrer, als eine Schülerabteilung auf sechs Wochen im Sunderhof bei Hamburg lebte; wir haben in den neusprachlichen Fächern propädeutische Kurse aufgemacht und in schönster Unschulmäßigkeit Interesse für den später auf den Lehrplan rückenden Unterrichtsgegenstand geweckt. Z. B. im Englischen bemühte man sich ganz zwanglos und mit viel Vergnügen und Stimmaufwand um die englische Aussprache, an der Wand prangten selbstgefertigte Zeichnungen von Zungen- und Lippenstellung; nach einiger Zeit versuchte man den aus England zurückgekehrten Studenten »auf Englisch« auf der Insel herumzuführen; während seines Auslandsaufenthaltes hatte man Briefe an ihn geschickt, die er den Jungen in verbesserter Auflage zurücksandte. Von dort mitgebrachte Geschichtchen sprach man unübersetzt nach und schrieb schließlich Nacherzählungen. Die schönste Erinnerung ist für ihn, wie er nach der eigentlichen Lektion sich trüppchenweise mit ihnen traf, die freiwillig geführten, nach den verschiedensten Gesichtspunkten geordneten Hefte gemeinsam mit ihnen durchsah, mit ihnen plauderte und so mit ihnen lernte.

Paul Heinrichsdorff, Abiturient 1925, stud. phil.

DIE STELLUNG DER ELTERN IN SCHARFENBERG

1. GRUNDSÄTZLICHES

aus einem Beitrag von *Professor R. Woldt*,
früherem Schriftwart unserer »Schulgemeinden«.

ES ist bezeichnend für die Einstellung mancher Eltern zur Frage der »Land-erziehungsheime«, daß Scharfenberg häufig von Eltern heimgesucht ward, die in solchen Internaten letzte Zuflucht für schulmäßig gescheiterte Existenzen sehen wollten. Sei es, daß der Sohn bei Versetzungen nicht mitgekommen ist oder sonst für »schwer erziehbar« gilt, man möchte die Verantwortung für die weitere Entwicklung in die Hände eines erfahrenen Pädagogen legen. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß solche Fälle, ebensowenig wie zerrüttete Familienverhältnisse, grundsätzlich *nicht* der Anlaß für Neuanmeldungen sein sollen. Vor wenigen Jahren noch, als die Schule weder wirtschaftlich gefestigt war, noch von den Behörden anerkannt wurde, zeugte es von einem gewissen Mut, wenn man dieser Entwicklung sein Vertrauen und seinen Sohn nach Scharfenberg gab. Heute liegt in der Tatsache, Mitglied der Scharfenberger Schulgemeinde zu sein, für die Eltern eine Bevorzugung, aber auch weiterhin die Verpflichtung, an den äußeren und